

Der leere Blick

**Weshalb ihn nicht alle sehen können –  
und Anna-Maria ihn schon von Weitem erkennt.**

Anna-Maria glaubte zunächst, dass sie gar nicht in der Lage sein würde, bei diesem Buch mitzuwirken. Sie hatte keine Angst davor, über sich und ihre Seele zu sprechen. Sie fürchtete, eine Verabredung mit mir schlichtweg zu vergessen und jemanden zu versetzen, der nur ihretwegen käme. Vielleicht war es eine selbst-erfüllende Prophezeiung: Anna-Maria war am verabredeten Tag nicht zu Hause. Stattdessen öffnete ihre Tochter Milena die Eingangstür. Die 24-Jährige lächelte freundlich und winkte mich rein. Dann ging sie zurück in die Küche, um das Mittagessen für ihre Schwester Sabrina umzurühren, die gerade aus der Schule gekommen war. Milena rief in den Flur, ob ich mich setzen und einen Tee wolle. Einfach so. Sie wusste nicht, wer da überhaupt in der Tür stand – ihre Mutter hatte sie nicht über mein Kommen informiert, weil sie es ja selbst nicht mehr gewusst hatte.

*Aus: Wiebe Bökemeier: "Wir, 'Kinski' und ich. Alltag im Ausnahmezustand. Im Porträt: Menschen mit psychischen Erkrankungen" (Pestalozzi-Stiftung Hamburg 2019) 12,90 Euro, ISBN 987-3-00-063467-3,*

Ihre Mimik arbeitet.  
Sie sortiert ihre Gedanken,  
verwirft sie, setzt an, zu sprechen,  
und schweigt erst mal.

Wenige Wochen später starten wir unseren zweiten Versuch. Dieses Mal wartet die 50-Jährige bereits vor der Tür, bereit für einen Spaziergang. Sie funkelt in der Sonne. Die strassbesetzte Sonnenbrille in ihrem schwarzen Haar, die Armbanduhr, der eichelgroße Swarovskikettenanhänger und die goldenen Creolen reflektieren das Sonnenlicht. Glitzernde Liebesbeweise ihrer Töchter. Anna-Maria trägt sie gern bei sich. Sie setzt wie in Trance einen Fuß vor den anderen auf dem Kopfsteinpflaster. Sie ist erschöpft – ein Dauerzustand. Sie hebt immer wieder die Hand zum Gruß und nickt Jugendlichen, Senioren und dem Kioskbesitzer zu. Sie ist hier, in ihrem Viertel, nach 20 Jahren tief verwurzelt. Anna-Maria stammt aus Serbien, ihre Nachbarn kommen aus der Türkei, aus Ghana, aus Syrien. Viele seien perspektivlos – aber alles gute Menschen, nimmt Anna-Maria sie reflexartig in Schutz. Sie sind

hier alle an Vorurteile gewöhnt.  
„Was willst du nun wissen?“, fragt sie. Sie spricht mit tiefer Stimme und mit weichem, angenehmem Akzent. „Nur, was du erzählen möchtest“, antworte ich. „Wie ich krank wurde?“, fragt sie weiter. „Auch“, sage ich. „Wovor ich Angst habe?“ – „Wenn du es erzählen kannst, ja.“ Anna-Maria summt zustimmend. Wir setzen uns in die Sonne, neben uns spielen Geflüchtete, die in der Kirche neben dem Park ein Zuhause auf Zeit bewohnen,

„Trotzdem träume ich noch manchmal davon, wie ich einen Abschluss mache und studieren gehe ...“

Basketball. Ein Obdachloser füttert seinen Hund mit Keksen, eine junge Frau öffnet eine Bierdose. Keiner beäugt die anderen. Es herrscht eine Atmosphäre von friedlicher Co-Existenz. Aber es schaut auch keiner so genau hin. Die Menschen hier haben ihre eigenen Probleme. Anna-Maria schließt die Augen. Ihre Mimik arbeitet. Sie sortiert ihre Gedanken, verwirft sie, setzt an, zu sprechen, und schweigt erst mal. „Sorry, ich bin so müde“, erklärt sie ihr Zögern. „Ich schlafe immer erst, wenn es hell wird. Aber dann muss ich Sabrina für die Schule wecken. Wenn sie denn hingeh...“ Sabrina schwänzt ab und an. Dann sitzt die 13-Jährige vor dem Computer und zockt Online-Spiele. Bei dem Thema wird Anna-Maria wacher. Lernen, einen Abschluss machen, das habe sie sich selbst so gewünscht.

Und so beginnt Anna-Maria ihre Geschichte in ihrer Schulzeit in Serbien. „Ich war anders als die anderen“, erinnert sie sich, „ich hatte so viele Träume, habe mir eine Zukunft ausgemalt.“ Anna-Maria lächelt. „Malen“, sagt sie sehnsüchtig, „ja, das mochte ich wirklich.“ Sie beschreibt, wie inspirierend die Kunst und das Zeichnen für sie waren. Wie ihr Lehrer ihr Talent erkannte, sie förderte, sie sogar auf einer Kunstschule anmelden wollte. „Er sagte mir, ich sei damals schon besser gewesen, als er es jemals war.“ Nach fünf Jahren Schule war Schluss für Anna-Maria. Sie beherrschte

das Schreiben, Lesen und Rechnen, das müsse reichen, befanden ihre Eltern. Die Schule war zu teuer für alle vier Kinder. Fortan lernte Anna-Maria putzen und kochen, um zu einer guten Ehefrau zu werden. „Ich habe einen Monat nur geweint, weil ich nicht mehr zum Unterricht durfte“, sagt sie. „Aber ich habe es hingenommen. Wir waren ja froh, wenn wir was zu essen hatten. Trotzdem träume ich noch manchmal davon, wie ich einen Abschluss mache und studieren gehe ...“ Träume dieser Art wünscht sie sich auch für ihre Tochter Sabrina. Sie möchte ihr am liebsten einhämmern, dass sie doch alle Chancen hat. Anna-Maria bekniert sie jeden Tag, zu genießen, was sie selbst nicht hatte. „Aber die Kinder hören einem nicht zu, nicht wahr?“

Das war für Anna-Maria der Beginn der Abwärtsspirale. Die fehlende Bildung, der klein gehaltene Horizont, das habe sie nie dort ankommen lassen, wo sie hinwollte: in die Mitte der Gesellschaft. Mit einem netten Mann, einer Familie und einem Job, ohne Existenzängste. Als sie 17 Jahre alt wurde, schöpfte sie plötzlich Hoffnung. Ihre Eltern zogen mit der ganzen Familie nach Deutschland. Hier sollte alles besser werden. Aber der Start in das neue Leben verzögerte sich. Sie hingen in Süddeutschland in einer Asyleinrichtung fest. Anna-Maria lernte dort einen Mann kennen, verliebte sich in ihn und auch in die Vorstellung, mit ihm

Manchmal habe sie ihn nachts betrachtet und sich ausgemalt, wie sie ihn mit einem Kissen erstickt.

einen Ausweg aus der Enge gefunden zu haben. Sie wurde schwanger und zog mit ihm in eine Wohnung. Ein Kind bedeutete Zukunft – und eine Aufenthaltserlaubnis. „Da hat die Hölle angefangen“, wispert Anna-Maria. Diese Erinnerungen tröpfeln zäh und langsam aus ihr heraus. Sie erzählt stockend und leise, was ihr Ehemann ihr angetan hatte. „Einmal brach er nachts bei meiner Schwester ein. Besoffen, voll gepumpt mit Drogen und Wut, stand er da. Mit der einen Hand hielt er meine kleine Elena, meine erste Tochter, hoch. Gepackt wie eine kleine Katze am Nackenfell. Mit der anderen Hand presste er ein Messer an die Kehle meiner Schwester.“ Zu ihr war Anna-Maria vor ihrem Ehemann geflüchtet, sie wollte ihn verlassen. Wie schon so oft. Sie habe in diesen zehn Jahren fast alle Frauenhäuser in Hamburg kennengelernt, schildert Anna-Maria. Doch ihr Mann fand sie, ganz gleich, wo sie

„Der Mensch ist keine Maschine.  
Auch du nicht, Mama.“

sich versteckte. Auch am Ende dieser Nacht ging sie, aus Angst um ihre Tochter und ihre Schwester, wieder mit nach Hause.

Fünf Jahre später bekommt sie noch ein Kind mit ihm: Milena. Nichts wurde besser. Nächtlang verschanzt sie sich mit beiden Mädchen im Badezimmer, weil er auf Drogen war und halluzinierte, tote Menschen in der Wohnung sah. Immer wieder schlug er alles kurz und klein. Er verprügelte und demütigte Anna-Maria. „Ich kann kaum beschreiben, wie sehr ich ihn gehasst habe“, sagt Anna-Maria mit erstickter Stimme. „Ich hätte ihn am liebsten umgebracht.“ Manchmal habe sie ihn nachts betrachtet und sich ausgemalt, wie sie ihn mit einem Kissen erstickt. „Aber ein Leben nimmt man nicht“, sagt sie bestimmt. Anna-Maria magerte auf 40 Kilogramm ab. Sie habe damals so zerbrechlich ausgesehen, beschreibt sie sich, dass ihre Mutter ständig befürchtet habe, Anna-Marias Wirbelsäule könne einfach

durchbrechen. Ihre Eltern wussten nicht, wie schlecht es ihrem Kind ging. Anna-Maria wollte sie mit ihren Sorgen nicht belasten. Aber Anna-Maria zerbrach nicht. Sie trennte sich. Diesmal glaubte sie, sei es geschafft.

Und dann entführte er Milena. Er habe wirklich geglaubt, als Vater habe er das Recht dazu, empört sich Anna-Maria. Für ihn war es ein simples Rechenexempel: ein Kind für sie, eines für ihn. Das sei doch nur gerecht! Er flüchtete mit der 5-jährigen Tochter irgendwohin nach Süddeutschland. Anna-Maria flehte ihn am Telefon an, er möge Milena zurückbringen. Ohne Reaktion. Dann erfuhr sie von Bekannten, dass er bei seiner Mutter untergekommen sei, aber tagsüber mit der Tochter am Bahnhof rumhinge. Dass er Bier söffte, die Kleine neben sich abgelegt wie einen Straßenstreuer auf einer alten Pappe. Statt zu verzweifeln, schmiedete sie einen Plan mit ihrer Schwester, die im achten Monat schwanger war. Sie rief bei ihrer Schwiegermutter an und hatte zufällig Milena am Telefon. Sie verabredeten ein Geheimzeichen: Sobald sie dort ankamen, wollte Anna-Maria am Waldrand, an dem das Haus stand, laut pfeifen. Und Milena sollte rennen. Der Plan schlug fehl. Milena war nicht dort. Auf blauen Dunst fuhren sie zu Bekannten ihres Mannes, die in einem Mehrfamilienhaus lebten. Dort erfuhr Anna-Maria, dass ihre Tochter im zweiten Stockwerk auf einem

Kindergeburtstag war. Sie überredete ein älteres Mädchen, Milena irgendwie aus der Wohnung zu holen. Das Mädchen nahm allen Mut zusammen. Sie schnappte sich die Kleine und rannte aus dem Haus. Anna-Maria und ihre Schwester rasten zurück nach Hamburg. Dort angekommen, zeigte Anna-Maria ihren Mann an und erwirkte eine einstweilige Verfügung gegen ihn. Dann war Ruhe. „Vielleicht wurde ihm das alles zu anstrengend, für sie zu sorgen“, mutmaßt Anna-Maria. Doch die Angst, er könnte zurückkommen, ließ Anna-Maria nicht los. Wieder war ein Mann ihr Ausweg: Sie heiratete einen guten Freund ihres Bruders, um sich sicher fühlen zu können. Dann kam ihre dritte Tochter Sabrina zur Welt. Kurz darauf zerbrach die Ehe.

Ein junger Mann mit akkurat geschnittenem Bart, modisch verzaustem Haar und einem Skateboard unter dem Arm schlendert an uns vorbei. Anna-Maria blickt ihm ins Gesicht und sagt bedrückt: „Schau, der hat es auch.“ Ich sehe ihm hinterher und antworte, dass er nicht krank aussehe. „Doch, guck hin, er hat den leeren Blick!“, sagt sie leise. Der sei so typisch für zutiefst traurige Menschen, erklärt sie mir, dieser Typ brauche längst Hilfe. Das sei das Problem, so Anna-Maria. Wenn man endlich erkenne, dass man Hilfe benötige, sei man meist schon zu schwach, um sich welche zu suchen.

Die Traurigkeit nahm sie wieder gefangen.  
Sie verließ kaum noch die Wohnung und zog wieder in ihr Bett.

Auch Anna-Maria bat nicht um Hilfe. „Ich lag nur noch im Bett und habe geweint. Ich interessierte mich für nichts mehr. Ich war kaputt, seelisch und körperlich.“ Das Einzige, für das sie sich noch aus dem Bett hievte, war das Putzen. Es beruhigte sie. Anna-Maria schrubhte das Bad, das niemals wirklich sauber wirkt, weil Fugen und Keramik alt und brüchig sind. Sie wischte Staub, saugte und machte das Bett, nur um sich gleich wieder völlig erschöpft hinzulegen. An ganz schlechten Tagen konnte sie selbst dafür nicht aufstehen. Dann weinte sie, weil sie nicht putzen konnte. Ihre größte Tochter gab schließlich den Anstoß. Eines Tages stand sie an Anna-Marias Bett und sagte bestimmt: „Der Mensch ist keine Maschine. Auch du nicht, Mama.“ Anna-Maria wachte auf. Plötzlich kam sie sich „verrückt vor“. Anna-Maria wies sich selbst in die Psychiatrie in Rissen ein. Sie habe es so sehr schaffen wollen, erinnert sie sich, wieder „normal“ zu

## „Die Verlorenen orientieren sich an den Verlorenen.“

werden. Sie schlief dort so viel wie seit Jahren nicht mehr. Auch dank der Medikamente. Sie fing sogar wieder an zu malen und zu töpfeln. Nach zwei Wochen brach sie ab. Sie ging nach Hause, weil sie glaubte, es wäre geschafft. Wie ein Auto, das auf den ersten Blick nur eine kleine Starthilfe benötigt – und doch eigentlich in die Werkstatt gehört. Anna-Maria litt plötzlich unter Panik. Schlaf fand sie selten, weil sie die „alten Geschichten“ wieder einholten. Die Ängste aus der Zeit mit ihrem ersten Mann, die Entwürdigungen, eben all das, was Vergangenheit war und was sie längst vergessen glaubte, ploppte an die Oberfläche. Die alltäglichsten Dinge bescherten Anna-Maria Erinnerungen. Schaute sie Nachrichten, spielte ihr Herz verrückt. Berichte über Missbrauch, Gewalt und Kriminalität brachten es unkontrolliert zum Rasen. Seitdem flimmern bei Anna-Maria nur noch harmlose Soaps über den Bildschirm. Nach wenigen Wochen ging sie erneut nach

Rissen in die Klinik, sie blieb für vier Wochen. Das sei für sie so gut gewesen, erinnert sie sich. Alles verändert habe es jedoch nicht. Als sie nach Hause kam, war ihr erster Spruch: „O Gott, wie soll ich das je wieder sauber kriegen?“ Einen „verrückten Übersprungsgedanken“ nennt Anna-Maria das heute lachend. Sie fühlte sich zu dieser Zeit stabil, fuhr sogar zur Hochzeit ihrer Tochter nach Serbien. Doch das Gefühl von Stärke war fragil. Anna-Maria setzte in Eigenregie die Medikamente ab, fing gleichzeitig wieder an, im Hotel als Reinigungskraft zu arbeiten. Die Traurigkeit nahm sie wieder gefangen. Sie verließ kaum noch die Wohnung und zog wieder in ihr Bett.

„Ich habe irgendwann eingesehen, dass ich noch nicht so weit war“, sagt Anna-Maria. „Nur wer gesund ist, kann arbeiten gehen.“ In dieser Zeit kommt sie mit der Pestalozzi-Stiftung Hamburg in Kontakt. Anne wird ihre Betreuerin und trifft Anna-Maria einmal die Woche.

Bei diesen Terminen nehmen die beiden sich den Stapel Post vor, den Anna-Maria angesammelt hat. Sie führe einen wahren Papierkrieg mit dem Arbeitsamt und mit ihrem Vermieter, erklärt Anna-Maria. Öffnet sie ein Schreiben allein, schnürt sich ihr der Hals zu. Sie verstehe das Beamtendeutsch oft nicht, sagt sie, das klinge immer gleich nach Angriff. „So nach dem Motto: Wenn Sie die Frist XY nicht einhalten, dann passiert Ihnen das und das!“ Dank Anne weiß Anna-Maria, dass sie nicht einfach so aus ihrer Wohnung fliegen kann. Sie kennt ihre Rechte nun besser und versucht, diese mit Annes Unterstützung durchzukämpfen. Sie arbeiten sich langsam voran. Ihr aktuelles Projekt: die Sanierung des Badezimmers. „Ohne Anne hätte ich mich gar nicht getraut, diese Dinge in Angriff zu nehmen“, so Anna-Maria. „Sie ist eine Macherin und schubst mich an.“ Dass bei diesen Treffen auch geredet wird, tut der dreifachen Mutter ebenfalls gut. Anne hört ihr zu, wenn sie familiäre Sorgen hat. Und sie versteht es, Anna-Marias Sorgen einzuordnen, indem sie ihr bei bestimmten Themen rät, sie besser mit ihrem Therapeuten zu besprechen.

Anna-Maria verliert immer wieder ihre Kraft. Ihre mühsam angesparten inneren Reserven zapft sie für andere an: für Nachbarn, die Liebeskummer haben, für die Familie ihrer Nichte, die kürzlich bei der Geburt ihres Kindes fast ihr Leben verlor. „Ich bin gern für die Menschen da“, sagt sie, „manchmal vergesse ich aber, dass meine Kraft schnell schwindet.“ Sie zuckt entschuldigend mit den Schultern. Wieder geht ein Mann in unsere Richtung. Wir schauen beide auf, weil er ohne Unterlass vor sich hin brabbelt. Er fängt Anna-Marias Blick auf und geht spontan vor ihr in die Hocke. Er ist barfuß, ein Hosenbein ist auf Kniehöhe fast gänzlich abgerissen. Er redet wirr, wir verstehen kein Wort. Anna-Maria nickt beschwichtigend und murmelt ihm zu: „Jaja, schon gut.“ Diese kleine Aufmerksamkeit reicht ihm, er schlurft weiter. „Guck, der hatte auch den leeren Blick“, kommentiert sie diese Begegnung. „Die Verlorenen orientieren sich an den Verlorenen.“ Anna-Maria schaut ihm hinterher. In ihrem Blick spiegelt sich vieles wider: Traurigkeit, Freundlichkeit, Sorgen. Aber Leere sehe ich nicht.

*Wir,*  
„Kinski“  
und ich

Alltag im Ausnahmezustand  
Im Porträt: Menschen mit psychischen Erkrankungen

**WIEBE BÖKEMEIER**